



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rosenkrantz, Palle: Der Marquis von Carabas : Roman: erster Teil

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fühlt, daß, wenn nun die Begnadigung käme, der Verurteilte und ich selbst die einzigen wären, die sich wahrhaft freuten — trotz des lärmenden Protestes der Menge gegen die Hinrichtung. Und während ich einen Menschen zur Warnung und Strafe zum Tode brachte, bedienten sich die andern der allgemeinen Spannung, um einander die Taschen zu leeren; nicht einmal des Henkers Rock war ihnen zu gemein. Sie stahlen einmal meinen ganzen Lohn — obwohl ich unrein bin.



Der Marquis von Carabas

Roman von Palle Rosenkrantz

Erster Teil

Erstes Kapitel

(das einzige betrübende im ganzen Buch, das aber nichtsdestoweniger durchaus notwendig ist)



Es war im April gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts, als auf dem Herrenhofe Steengaard der alte Hofsägermeister Henrik Steensfeld in seinen letzten Zügen lag. Es geschah keineswegs zum erstenmal, daß sich der Mann mit der Sense nach dem alten Hofsägermeister umschaute, aber — es war das letztemal. Jetzt wurde es Ernst, das fühlte der Alte selbst, und er seufzte darüber; den Leuten freilich wollte er zeigen, daß er standesgemäß aus dem Leben zu gehn wußte, wie er es zugebracht hatte.

An seinem Bett stand sein einziger Sohn, Jörgen Steensfeld, ein fünf- und zwanzigjähriger Student. Er war von gänzlich andern Typus als sein Vater, braunäugig und schlank mit einem schön und regelmäßig geschnittenen Gesicht; und deshalb war er doch ein echter Steensfeld, denn die Steensfelds waren alle schöne Leute. Vater und Sohn hatten zueinander wie Kameraden gestanden, nun sollten sie scheiden, und das war schwer für beide, denn sie liebten einander, und nie war ein böses Wort zwischen ihnen gefallen. Der Alte sah mit etwas unsicherem Blick zu seinem Sohne auf.

Es nützt nichts, Jörgen, sagte er, nun kommts, nun kommts. Das weißt du gut, nicht wahr? Mich narren die verdammten Doktoren nicht. Das Stundenglas läuft ab. Ich bin fertig. Komm jetzt näher zu mir. Wir sind doch wohl allein?

Jörgen beugte sich über das Bett seines Vaters.

Du mußt nicht böse werden, kleiner Jörg, aber wenn ich morgen tot bin — und morgen bin ich tot —, dann wirst du in meiner Schatulle sechshundert Kronen zu meinem Begräbnis finden. Du mußt durchaus dafür sorgen, daß ich standesgemäß begraben werde, an keinem Ende darfst du sparen. Das wird sich für die sechshundert Kronen machen lassen. Aber dann ist auch nichts mehr übrig, mein armer Kleiner, nicht ein Groschen!

Jörgen bewegte abwehrend die Hand und wollte etwas erwidern.

Nein, laß mich reden, mein Sohn, sagte der Alte. Es bleibt auf Ehre nichts mehr übrig. Du weißt selbst, daß Steengaard mit seinen sechshundert Morgen Ackerland, seinen fünfhundert Morgen Wald und den Bauerngehöften gegen neunhunderttausend Kronen wert ist. Ich schulde nun auf das Gut eine Million zweihunderttausend Kronen. Das meiste meinem alten Freund Emil von Schinkel auf

Rodstenseje. Aber einerlei, das liegt auf dem Gut. Die Möbel, die Gemälde, das Silberzeug, alles, was noch nicht im Keller in der Hafensstraße liegt, ist für das Gut schon verpfändet worden. Einige laufende Schulden sind auch noch da, kurz gesagt, du besitzt nicht mehr als meine alten Reithosen, wenn du meine müden Augen geschlossen und jedem das Seine gegeben hast. Bist du nun böse?

Jörgen drückte leicht des Alten Hand. Aber Vater!

Ja, es ist vielleicht nicht hübsch von mir, daß ich dir das alles erst jetzt erzähle. Aber siehst du, ich habe es niemals einem Menschen gesagt. Niemand weiß etwas davon. Ich habe nun einmal die Erfahrung gemacht, daß es hier in der Welt nur ein großes Verbrechen gibt, und das ist — merk es dir — arm zu sein. Dafür gibt es keinen Pardon, das ist eine Todsünde, mein Sohn. Verbrechen und Verbrecher habe ich immer gehaßt, und darum schwieg ich solange. Die Prioritäten versuchte ich mit einer Art von Privatfideikommiß zu decken, was nichts als Humbug war. Du weißt aber, daß ich immer standesgemäß gelebt habe, und keiner vermag demnach zu ahnen, wie es bei uns steht. Du bist nun mein echter Sohn. Deine selige Mutter tat ihre Pflicht. Du wirst mein Werk fortsetzen können. Gott sei mit dir. Wie du es anstellen wirst, das mußt du selber wissen. Ich könnte meinen, daß es jetzt schwieriger sei. Aber versprich mir, mein Junge, daß du deinen alten Vater nicht hassen wirst, weil er dir nichts hinterließ. Schüttle nicht den Kopf. Es ist doch Sünde von mir, denn ich hätte dir einen guten Bagen hinterlassen können. Nun aber kann ichs nicht.

Der Alte schöpfte Atem. Es nützt nichts zu klagen. Nun weißt du Bescheid, Jörgen. Advokat Knudsen, den ich gebraucht habe, ist ein Esel; sieh zu, daß du ihn los wirst. Er weiß nur sehr wenig und kann dir nicht schaden. Den alten Henriksen kannst du behalten; er stiehlt zwar Wein und Zigarren wie ein Rabe, aber im übrigen ist er ehrlich. Der Kutscher dagegen ist ein Schlingel, aber jag nur weg. Mit den andern kannst du machen, was du willst. Das kleine Stubenmädchen Hanne Nielsen hat noch zweihundert Taler zu bekommen, aber schicke sie dann auch fort oder verheirate sie, denn sie ist gefährlich. Einige gute Ratschläge wirst du in meinem Tagebuche finden, das im gelben Sekretär liegt, mein Testament befindet sich auf dem Gutskontor. Du bist mein einziger Erbe. Für einige kleine Legate mußt du sehn, Geld zu schaffen. Das ist gottlob jetzt deine und nicht meine Sache, denn ich bin müde, kleiner Jörg. Ich kann nicht mehr. Und darum sorgt jener dort oben auch jetzt für meine Auflösung.

Setz einen Stein auf mein Grab droben im Kirchhof, wo deine selige Mutter meiner wartet; einen schönen Granitstein mit meinem Wappen und Namen darauf, nichts andres. Keinen Spruch, denn Sprüche habe ich niemals leiden mögen. Und versprich mir also, daß du alles tun wirst, was du kannst. Halt hier gut zusammen, und tritt wie ein echter Edelmann auf. Ich habe das immer getan. Lebensregeln kann ich dir nicht geben, du hast ja eine schöne Erziehung genossen, gebrauche sie nun gut. Nimm dich in acht vor den Frauenzimmern, die sind wohl ein Genuß, doch ein teuer zu erlaufender. Sieh in mein Tagebuch, dort wirst du gute Dinge finden. Halte dich zu Onkel Emil, aber laß ihn niemals merken, daß du dich zu ihm drängst. Gib mir ein Glas Wasser.

Der Alte neigte seine Lippen. Deine selige Mutter sagte immer, daß ich, wenn ich vor einer Abreise alles nötige anordnen sollte, immer das Wichtigste vergäße. Das vergesse ich wohl auch jetzt. Aber mag dem so sein. Ich habe immer für mich selbst gesorgt. Tu du es nun ebenso. Ich habe viel zu bereuen, und das wirst du sicher auch einst müssen; aber je weniger du dich vor dir selbst zu schämen brauchst, desto glücklicher bist du. Gib mir jetzt die Hand!

Jörgen saß lange mit der Hand des Alten in der feintigen; er sagte nichts, denn es war ein so wunderbarer Augenblick, wie ihm schien. Er dachte eigentlich an nichts bestimmtes, er fühlte nur eine Leere in sich, die Kehle war ihm wie zugeknürrt, und im Munde hatte er einen herben Geschmack.

Der Alte wollte noch einige Worte sprechen, aber sie wurden erstickt, wie es Jörgen schien. Dann kam der Doktor, und gerade als er an das Bett trat, fiel der Kranke ganz in sich zusammen. Er gelangte nicht wieder zum Bewußtsein zurück, und gegen Morgengrauen war er tot. —

Jörgen Steensfeld war nun Herr auf Steengard, der Universalerbe seines Vaters, allein in der Welt, da sein ganzes Geschlecht nur aus ihm selbst bestand und seine Mutter aus deutscher Familie gewesen war, ohne nähere Verwandte in weitem Umkreise zu haben. Still saß er an dem Bette seines Vaters, ohne zu weinen, ohne zu denken. Nun war es vorbei. Von seinem heitern Leben in der Hauptstadt war er nach Hause zurückgerufen worden, und des Vaters letzte Krankheit hatte nur kurze Zeit gewährt. Von seinen Vermögensverhältnissen hatte er nichts geahnt, denn es war seines Vaters Stolz gewesen, ihn reichlich mit Geldmitteln zu versehen, und Jörgen war ein höchst ordentlicher junger Mann, der von den angewiesenen vierhundert Kronen monatlich hübsch und behaglich, ohne Schulden zu machen, gelebt hatte.

Er dachte nun eigentlich auch nicht an die Beichte seines Vaters. Er dachte überhaupt nicht; nur schien es ihm so wunderbar, daß er niemals mehr in die freundlichen, grauen Augen unter den dichten Brauen blicken sollte, niemals mehr die trockne, gutmütige Stimme hören und niemals mehr den leichten Druck auf seiner Schulter von dem Arm des alten Kameraden fühlen sollte. Nun war er also ganz allein. Und er saß an dem Bette des Toten bis weit in den Vormittag hinein. — Dann begann eine geschäftige Zeit; es gab Briefe zu schreiben und Befehle zu erteilen, alles zu tun, was einen über den Kummer hinweghebt und in das tägliche Leben zurückführt.

Ordentlich und ruhig wurde es gemacht wie alles, was Jörgen Steensfeld tat, und nach Verlauf von acht Tagen, die er wie in einem Taubenschlag zubrachte, und in denen die Türen unaufhörlich gingen, war von dem alten Hofjägermeister Henrik Steensfeld auf Erden nichts mehr übrig als ein freundliches Gedächtnis an einen sogenannten vollendeten Edelmann, ein reiner, unbefleckter Name und einige vergilbte Blätter, die viel erzählten, wovon sonst niemand etwas wußte.

Man glaubte, der Hofjägermeister auf Steensgaard sei ein reicher Mann gewesen, der sein Schäfchen ins Trockne gebracht habe. Das Begräbniß war schön und festlich, und nachdem alles wohl überstanden war, begann das gedämpfte Flüstern im Trauerhause erleichterter zu klingen, und neugierig wurde gefragt: Was mag nun wohl der junge Gutsherr für Absichten haben? Würde er seine juristischen Studien vollenden, oder würde er die Landwirtschaft kennen lernen wollen? Schön und jung war er ja.

Was mochte er bloß wollen?

Und Jörgen Steensfeld saß still in seines Vaters Stube und blätterte in dessen altem Tagebuch. Seine Gedanken aber drehten sich nur um das eine: In vierzehn Tagen ist mein Geld aufgezehrt — ich muß dann mit dem Gutsverwalter sprechen — und was dann?

Zweites Kapitel

(wornin etwas sehr sonderbares geschieht, das aber doch ganz natürlich zugeht)

Die Tage gingen hin. Die stille Wehmut schlug sich nieder. Jörgen Steensfeld hatte kein besonders tiefes Gemüt; er hatte niemals die wahre Sorge kennen gelernt; seine Mutter war gestorben, als er noch klein gewesen war, und zwischen

ihm und seinem Vater hatte immer eine ruhige Kameradschaft geherrscht. Die Wehmut schlug sich nieder. Draußen lag das Leben und wartete auf ihn.

Freunde hatte er in der Stadt genug, Schulkameraden aus dem obern Zehntausend, angenehme Umgangsgesährten, aber keinen von ihnen zum Vertrauten. Der Alte hatte das Seine immer allein getragen, so allein, daß er nicht einmal seinen Sohn in sein Geheimnis eingeweiht hatte, obwohl dieser sicher seine Rechnung dabei gefunden hätte.

Nun galt es, einen Vergleich mit dem Tagebuch zu machen. Jörgen nahm es zur Hand und blätterte darin.

Da stand von der steifen Hand seines Vaters geschrieben:

Von all dem Unsinn, mit dem die Dichter ihre Zeit verschwendet haben, habe ich mich, im Grunde genommen, nur mit einer einzigen, wirklich guten und nützlichen Erzählung abgegeben. Die schönsten Abenteuer erlebt man doch selbst und genießt sie am besten in natura. Mit Büchern dagegen verschwendet man bloß seine Zeit; ich kenne meine Bücher nur vom Rücken her, und da sehen sie alle gleich aus. Aber, wie gesagt, ein gutes Buch habe ich doch gelesen, das war zwar kurz, hat mir jedoch Nutzen gebracht. Es heißt ganz einfach: Der gestiefelte Kater und handelt vom Marquis von Carabas. Es enthält die erhabne Lehre, daß, so lange uns die Welt für reich betrachtet, wir auch wirklich reich sind, und diese Lehre hat mir über alle Schwierigkeiten meines Lebens hinweggeholfen. Meine selbige Gattin lachte immer wegen dieser Erzählung über mich — sie hatte trefflichen Grund dazu, die arme Charlotte, denn sie kannte die Geschichte gut. Wir trafen uns in einem kleinen deutschen Badeort; sie glaubte, ich wäre ein phänomenal reicher dänischer Gutsherr, die gute Haut! Und ich, ich glaubte, sie wäre eine unermesslich reiche deutsche Erbin. So heirateten wir uns, ich ebenso arm wie sie. „Marquis von Carabas“ nannte sie mich und lachte dazu. Ich lachte auch, denn damals waren wir ja jung und hatten zum Bereuen keine Stunde übrig. Aber uns gegenseitig damit necken, das taten wir ordentlich. An den gestiefelten Kater glaube ich aber dennoch, bloß daß es jetzt notwendig ist — da die Tiere nun einmal nicht sprechen können, und die Menschen wieder zu viel plappern —, sein eigener gestiefelter Kater zu sein. Und so ist schließlich kein Schade dabei, den Marquis von Carabas zu spielen.

Jörgen lächelte wehmütig. Marquis von Carabas. Das war also die Erbschaft! Es klopfte an der Tür; mechanisch rief er: Herein!

Es war der Diener.

Ein Herr steht draußen, der den Herrn Gutsbesitzer sprechen möchte.

Wer ist es denn? fragte Jörgen.

Er nannte sich Studiosus Kattrup.

Kattrup? wiederholte Jörgen. Oh, dann laß ihn nur herein.

Jörgen erhob sich und schlug das Tagebuch zu. Wieder knarrte die Tür und schloß sich hinter dem Eintretenden. Bei dem Halbdunkel, das das Zimmer erfüllte, konnte man nur mit Not und Mühe tiefer in den Raum hineinschauen; am Fenster dagegen fiel noch der Abendshimmer herein. Jörgen wandte sich dem Fremden zu und streckte ihm die Hand entgegen.

Bist du es, Katt? fragte er lächelnd.

Der also Angeredete, der Jörgens freundliches, warmes Lächeln bemerken konnte, antwortete mit einem Tone, das wie ein wunderliches, fernes Miauen klang, sodaß der am Kamin liegende Hühnerhund die Ohren spitzte und zu knurren begann.

Vergib — ich vergaß, daß du Trauer hast. Du sahst jedoch so fröhlich aus, Jörgen, als wären wir noch in den alten Tagen. Ja, das hast du wohl nicht erwartet, daß ich jetzt kommen würde? Was?

Jörgen drückte die ihm entgegengestreckte Hand und brachte den Fremden auf einem Stuhl unter. Der Abendschein fiel auf einen wohlgewachsenen, geschmeidigen Burschen mit gelblichem Antlitz, in dem zwei große, ins grünliche spielende Augen funkelten. Ein richtiges Katzenantlitz war's — mit großen, beweglichen, länglichen Pupillen und knisterndem, schwarzem Haar, das im Dunkeln fast leuchtete, wenn man darüber strich.

Willkommen, Katt, sagte Jörgen, wiederum lächelnd, omen accipio, das Vorzeichen nehme ich an, wie der alte taube Jensen es uns auf lateinisch lehrte. Du bist willkommen, denn die unsterblichen Götter haben dich gesandt.

Nun dann paßt es ja großartig, Jörgen — ich habe in der Welt ja niemand als dich. Ich weiß wohl, es ist entsetzlich frech von mir, dir jetzt die Türen einzurennen, aber — bei meiner Seligkeit, ich bin gezwungen dazu. Ich hatte bloß die Wahl zwischen dem Zwangsarbeitshaus und dem Pöblingesee, du verstehst, und da ich nun in der Zeitung las, daß du den ganzen Komplex hier von deinem Vater geerbt habest, wollte ich doch erst den Versuch machen, bei dir bescheiden anzuklopfen. Du weißt, ich halte nichts vom Brieffschreiben. Hier hast du mich und meine Angelegenheit dazu. Du kannst mich hinausjagen, wenn du willst — aber ich gehe doch davon aus, daß du nicht willst. Im voraus aber will ich dir gleich sagen, daß, wenn du mich nicht wegjagst, du mich auch niemals wieder los wirfst. Ich binde mich für Lebenszeit an dich, mein bester Jörg.

Bist du hungrig? fragte Jörgen.

Mörderlich! In den acht Tagen, in denen du wegen deiner Trauer Urlaub erzieltest, habe ich keine ordentliche Nahrung bekommen. Mehr als die Hälfte des Wegs hierher habe ich auf meinen Füßen zurückgelegt. Dein Hausknecht war nahe daran, mich die Treppe hinunterzuwerfen, und dein Kettenhund hätte mich am liebsten aufgefressen. Du siehst also, ich bin am untersten Ende angelangt.

Jörgen hatte sich erhoben. So hast du also auch kein Reisezeug?

Gott segne dich, Edelmann, für deine Frage. Denn die Pfandscheine in meiner Brusttasche sind meine ganze Bagage. Ein launenvolles Glück hat es gefügt, daß uns die gleichen Kleider passen, sonst wärest du wohl niemals dazu gekommen, mit mir an einem Tische zu sitzen. Wenn ich nun zunächst bloß in deine Stiefel kommen könnte, die meinigen sind nämlich nur noch ein einziges großes Loch.

Jörgen legte seinen Arm in den seines Gastes. So komm denn, du Straßenräuber, und laß dich ordentlich bekleiden. Dann spielen wir beide, du seist der gestiefelte Kater.

Der gestiefelte Kater?

Ja, und ich der Marquis von Carabas.

Was für Marquis?

Du kennst deine Klassiker nicht, bester Katt, aber glaub mir nur, wir werden schon in die Lage kommen, sie kennen zu lernen. Nun reden wir aber kein Wort mehr darüber, bevor du nicht satt und reingewaschen bist. Komm nun, Katt!

Wöchtest du aber nicht erst Gewißheit darüber erlangen, ob ich nicht etwa einen oder mehrere Massenmorde begangen habe?

Nein, Katt, denn das ist mir vollkommen gleichgiltig, und wenn du selbst dem Justizminister den Hals umgedreht hättest. Hier bist du, und hier bleibst du vorläufig. Komm jetzt!

Der Hund am Kamin erhob sich und knurrte, worauf der Fremde mit leisem, einschmeichelndem Miauen antwortete. Hierüber geriet Chasseur in so großen Ingrimm, daß er zwei Stühle zum Umstürzen brachte. Jörgen Steensfeld aber lachte — zum erstenmale nach dem Tode des alten Herrn.

Drittes Kapitel

(das von Ratt und einigen Stiefeln, die ihm nicht gehörten, handelt sowie von Hausgeistern berichtet)

Am Nachmittag saßen die beiden Freunde in der Bibliothek und rauchten im Halbdunkel ihre Zigarren. Student Rattrup steckte nunmehr in einem hellen Jackettanzug von Förgen und trug eine ungeheure bunte Krawatte. Beides kleidete ihn, geschmeidig und schlank, wie er war, und er fühlte sich vollständig wie zu Hause. Er redete gern und hatte nun auch das Wort.

Sieh mal, Förgen, wie du weißt, habe ich niemals Vater oder Mutter gekannt. Ich habe niemand gekannt als Tante Amalie — Gott erfreue sie in ihrem ewigen Jungfernstand. Die Katholiken eroberten sie mit Haut und Haar für ihre Sache, und so vermochte sie dazu beizutragen, daß ich auf das Kollegium kam. Aber woran es nun liegen mag, weiß ich nicht, höhere Mächte führten jedenfalls mein schwaches Fleisch in Versuchung, ich fiel der Versuchung zum Opfer und sündigte ärger, als die Statuten des Kollegiums vertragen können. Es war ein Paar Stiefel, das das ganze Unglück hervorzählte, und es ist nicht das erste Mal, daß ich „der gestiefelte Vater“ genannt worden bin. Marie Jensen, die du nicht kennst und deren Bekanntschaft ich dir auch nicht wünsche, hatte ein Paar niedliche, kleine Stiefel, die eines Morgens draußen vor meiner Türe im Kollegium standen, gerade als der ehrsame Vorsteher auf dem Gange seine Morgentour machte. Diese Stiefel wurden mein Unglück. Wer sie dort hinausgestellt haben mochte, ist mir ein Rätsel, jedenfalls standen sie ungeheuer verwandtschaftlich Seite an Seite mit den meinigen. Es gibt kleine Dinge, Förgen, die die Welt bewegen. Du erinnerst dich wohl noch unsers hochgelehrten Religionslehrers im sechsten Schuljahre, der immer von dem unsäglich Großen im unsäglich Kleinen redete. Nun, Mariens Stiefel waren ja nicht gerade unsäglich klein und hätten gut eine Nummer kleiner sein können, aber sie waren doch zu klein, um zum männlichen Geschlecht zu gehören. Das konnte sogar der Professor herausfinden — der fromme Mann. Ich wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit an die Luft gesetzt; Stipendium, Kollegium, Ehre, Zukunft und Auskommen waren verloren, bloß wegen eines Paares Damenstiefel. Die Frauenzimmer sind ja immer, wo sie nicht sein sollen. Tante ging beinahe in den Himmel ein, die Katholiken greinten und bekreuzigten sich über mich. Mir blieb, wie gesagt, nichts übrig als das Arbeitshaus, der Pöblingese und meine Pfandscheine. Einige Bücher, das Mobilier und andre Siebensachen machte ich für den ersten Bedarf flüssig, und es reichte für acht Tage. Schließlich fiel mir eine Zeitung in die Hände, die die Nachricht von dem Tode deines Vaters brachte. Da fragte ich mich: Hast du drei Jahre lang mit Förgen Steinfeld auf derselben Bude gehaust, als ihr beide noch Schulbuben und verhältnismäßig sündenfrei waret? Hast du es, oder hast du es nicht? Die Antwort lautete bejahend. Gefagt, getan. Und ich spreche nun wie der seltsame Luther in einem bewegten Augenblick: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe! Du rauchst eine gute Zigarre. Nun, Förgen?

Förgen Steinfeld lächelte. Du kommst wie gerufen, Rattrup. Du kommst wie der Vater mit den Stiefeln. Was willst du bei mir sein? Gutsverwalter, Sekretär, Bibliothekar, männliche Gesellschaftsdame, Jugendfreund, Hauskaplan oder Schloßverwalter? Du kannst selbst wählen.

Rattrup legte den Kopf auf die Seite: Was, glaubst du, bezahlt sich am besten?

Förgen hatte sich erhoben und trat auf ihn zu; er legte seine Hand auf Ratts Schulter und sagte mit ernstem, langsamem Tonfalle: Was mein ist, Rattrup, ist auch dein!

Da durchfuhr es Rattrup wie ein Schreck. Jörgen, sagte er, du mußt mich nicht übermächtigen. Ich habe in der letzten Zeit so viel Aufregungen durchgemacht, daß mein Nervensystem nicht mehr viel davon ertragen kann. Sollen wir das ganze Geschäft hier miteinander teilen? Das verbietet meine Bescheidenheit. Herr, laß mich einer der Geringsten unter deiner Schar sein; andres begehrt ich nicht.

Rattrup, ich weiß aus frühern Tagen, daß du gut zu schweigen verstehst. Willst du mir nun dein Wort darauf geben, daß du von dem, was ich dir jetzt anvertrauen werde, keinem Menschen etwas erzählen wirst?

Wenn du es hier in diesem Halbdunkel und auf deiner alten Räuberburg erzählst, so läuft es mir kalt den Rücken herunter. Du hast wohl Familiengeister, was?

Ja, versetzte Jörgen lächelnd, das ist es eben.

Meinetwegen. Willst du mich nun sofort dem Geiste vorstellen, oder ist es noch zu früh in der Nacht?

Durchaus nicht, Ratt! Denn der Geist erscheint uns nicht etwa, sondern er ist schon hier. Er hat einen recht garstigen, niederträchtigen Namen, er lauert hier in jedem einzigen Raume und streckt seine Arme in alle Winkel des Hauses hinein. Aber das Schnurrige dabei ist, daß kein Mensch ihn zu sehen vermag. Keiner außer mir und dem, der es weiß.

Das fängt ja ganz hübsch an. Dann laß mich nur auch noch das übrige wissen. Wie heißt denn diese Dame — denn die Bestie gehört wohl wie alle größern Unglücke zum weiblichen Geschlecht.

Die Armut, sagte Jörgen kurz. Sieh, ich bin genau so wohlhabend wie du, genau so, bloß daß ich meine Pfandscheine nicht mit mir herumschleppe, sondern daß diese bei den Gläubigern der Erbmasse liegen. Nun weißt du es.

Ratt kaute die Sache in Gedanken durch. Das ist ja eine schöne Entdeckung, das. Du bist also völlig rein bis auf die Ratten? Der Alte hat nichts hinterlassen?

Absolut nichts.

Und der Herrenhof, die ganze Herrlichkeit?

Mir gehört nicht ein Stummel davon.

Hör mal, du mußt schon entschuldigen, aber wenn das etwa die Einleitung dazu sein soll, mich von hier fortzuschrecken, dann, lieber Jörgen, will ich dir bloß sagen, daß du dir etwas ganz andres ausdenken mußt. Ich glaube es einfach nicht, denn derartiges würde man im kleinen Dänemark doch wissen, und du bist überall mörderlich wohl angeschrieben. Ich hatte nicht erwartet, daß du einen alten Kameraden im Stich lassen würdest.

Ich lüge nicht, Ratt. Es ist wahr.

Es lag etwas so Überzeugendes in Jörgens Stimme, daß seinem Kameraden jeder Zweifel genommen wurde. Sie saßen lange schweigend da. Schließlich ergriß Jörgen zuerst das Wort.

Dies war allerdings erst die Einleitung. Während ich hier saß und in den Papieren meines Vaters las, denn Papiere hat er hinterlassen, blieb ich gerade bei der Geschichte vom gestiefelten Kater stehen. Da kamst du, Ratt, mit Stiefeln und Miauen ganz zur rechten Zeit. Das war ein Zeichen, du, von Mächten, die wir nicht kennen. Ich nahm das Vorzeichen an. Und nun sitzt du wirklich hier. Gestiefelt bist du, und nun sollst du Nutzen leisten. Was ich dir soeben erzählt habe, das begrabe tief in deinem Kagnetopf, verstehst du? Ich besitze alles Außerliche, während du mehr innerliche Fähigkeiten hast, zusammen kommen wir beide besser durch. Ich bin der Marquis von Carabas, und du bist mein Kater. Der Rest ist deine Sache. Die Papiere liegen in der Schatulle meines Vaters. Heute abend geniesse wir noch unsre Zigarren, und du gehst zeitig zu Bett. Und

Grenzboten I 1908

während du dich schlafen legst, kannst du die kleine Geschichte vom gestiefelten Kater lesen, und übermorgen machen wir uns ans Werk. Verstanden?

Sie gingen zeitig zur Ruhe. Rattrup aber las die kleine Geschichte und wurde ganz bedeutend klüger dadurch. Karl Konstantin Rattrup hatte gleich vom ersten Augenblick, wo er zur Schule gekommen war, Ratt oder Kater geheißten; er war aber keine gewöhnliche Hauskatze, sondern er wußte und verstand eine ganze Menge mehr als bloß das Vaterunser, und aus der Situation, in die er geraten war, wußte er für sich und Jörgen Steensfeld ungewöhnlich viel Nutzen zu ziehen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Der Moltke-Hardenprozeß in zweiter Auflage. Weiteres über die Krise im Flottenverein. Nationale Vereine.)

Berlin, 27. Dezember 1907

Wie es in der Festzeit natürlich ist, hat uns die letzte Woche keine politischen Ereignisse im besondern Sinne gebracht. Leider ist, wie schon in der vorigen Wochenbetrachtung erwähnt wurde, der Moltke-Hardenprozeß gerade in die Festzeit hineingeraten, sodaß diese Tage, wenn auch keine politischen Ereignisse, so doch ihre „Sensation“ haben. Nach der ersten Verhandlung schrieben wir Anfang November an dieser Stelle: „Man darf hoffen, daß das neue Verfahren, das jetzt eingeleitet worden ist, die schwere Aufgabe lösen wird, einerseits die großen Unterlassungen und Fehler der ersten Beweisaufnahme auszugleichen, andererseits aber auch alles Überflüssige und nur auf Sensation Berechnete auszuscheiden.“ Obwohl der Prozeß in diesem Augenblick noch nicht abgeschlossen ist, darf man doch wohl schon sagen, daß diese Hoffnung erfüllt worden ist. Man hat die Beweisaufnahme offenbar eingehender und gerechter geführt und sich strenger an das Beweissthema gehalten als in der ersten Verhandlung. Ferner hat man diesmal bei allen den Dingen, die in dem ersten Prozeß durch ihre rücksichtslose und gänzlich unnötige Erörterung vor der Öffentlichkeit so widerwärtig berühren mußten, die Öffentlichkeit ausgeschlossen, dieses Prinzip aber auch wieder nicht so weit getrieben, daß man über alles, worauf es wirklich ankam, nicht noch durch öffentliche Verhandlung unterrichtet wurde. So kann es vor allem dankbar begrüßt werden, daß sich die ganze Vernehmung der Frau von Elbe, der geschiednen Gattin des Grafen Moltke, hinter verschlossenen Türen vollzog, und daß auch die Presse gänzlich ausgeschlossen wurde. Harden wurde durch die ganze Methode der Verhandlung, ohne daß ihm irgendwie Unrecht geschah, zu einer andern Taktik gezwungen als im ersten Prozeß. Damals war der Grundgedanke seiner Verteidigung folgender: „Was aus meinen Artikeln herausgelesen worden ist, habe ich gar nicht gesagt; wenn man sie aber nun einmal so verstanden hat, so will ich die Wahrheit dessen, was man darin gefunden hat, beweisen.“ Daraufhin wurde der vielfältige Schmutz aufgerührt, der ja genugsam bekannt ist. Die Intimitäten des Ehelebens des Grafen Moltke wurden ausgeforscht; gesellschaftliche Beziehungen des Klägers wurden dadurch verdächtigt, daß andern Personen aus diesem Kreise häßliche Laster nachgesagt, übrigens durchaus nicht einwandfrei nachgewiesen wurden. Durch diesen sogenannten Wahrheitsbeweis